

Eugen Biser

Der unsichtbare Sonnenaufgang

Vom Zweck zum Sinn des Kreuzes

In seinem Buch „Vergil, Vater des Abendlandes“ schrieb der unvergessene Publizist und Systemkritiker Theodor Haecker: „In solchen Zeiten, o meine Freunde, wollen wir beizeiten überlegen, was wir mitnehmen wollen aus den Greueln der Verwüstung. Wohlan: Wie Aeneas zuerst die Penaten, so wir zuerst das Kreuz, das wir immer noch schlagen können, ehe es uns erschlägt. Und dann: Nun, was einer am heißesten liebt.“ Das klingt wie das Motto, das die religiöse Diskussion der letzten Monate, die heftigste seit langem, bestimmte. Dem Kreuz wurde der Kampf angesagt, weil man es als Zeichen der Gewalt und Intoleranz erachtete, obwohl doch jedermann wußte, daß es nicht zurückschlug, wenn man es schlug. Indessen hatten die Bibelfesten unter seinen Gegnern dafür sogar den Ausspruch Jesu parat, daß er nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Dabei entging ihnen allerdings, daß dieses Wort die Friedensmission des Christentums keineswegs verneint, sondern nur das bestätigt, was sie selber taten. Denn es veranschaulicht lediglich, daß der Kreuzesglaube, wie gerade die heftigen Diskussionen der letzten Zeit vor Augen führten, polarisiert.

Doch damit ist der Vorwurf keineswegs widerlegt. Wer könnte ernsthaft bezweifeln, daß im Zeichen des Kreuzes schreckliche Gewalt nach innen und außen verübt worden ist, angefangen von den Kreuzzügen, denen das Kreuz sogar seinen Namen herleihen mußte, bis hin zu den Inquisitionstribunalen, bei denen buchstäblich unter dem Kreuz gedroht, gefoltert und getötet wurde? Erbittert fragt man sich, wer da wohl am schwersten gelitten hat: die Opfer einer fanatischen Strafjustiz, die dem Glauben durch brutale Gewalt Geltung zu schaffen suchte, oder der Gekreuzigte, dem in einem ähnlich inquisitorischen Prozeß das Todesurteil gesprochen worden war und der deshalb nicht schlimmer als durch eine derartige Strafjustiz verraten werden konnte. Das sind böse Hypotheken, die begreiflicherweise in das Denken derer hereinspielen, die das Werk der Kreuzesverdrängung betreiben.

Doch der Streit um das Kreuz hat auch einen Hintergrund, der aufgeheilt werden muß, wenn aus der Krise die rechten Lehren gezogen werden sollen. Das betrifft in seinem Fall ebenso wie in dem der Verdrängung zunächst die Vorgeschiede. Denn wer das Kreuz beseitigt, knüpft, ob er sich dessen bewußt ist oder nicht, an die Tradition der religiös motivierten Bilderstürme an, die, biblisch gese-

hen, auf das alttestamentliche Bilderverbot zurückgehen und sich vor allem unter der byzantinischen Isaurierdynastie, auf dem schwarmgeistigen Flügel der Reformation, während der Französischen Revolution und zur Zeit des nationalsozialistischen Terrors ereigneten. In Akten einer zwar fromm gemeinten, aber nur pathologisch zu deutenden Selbstbeschädigung entledigten sich in den beiden erstgenannten Fällen Christen eben der Zeugnisse, die religiöser Sinn und künstlerisches Ingenium zur Weckung und Festigung des Glaubens hervorgebracht hatten. Es lag nur zu nahe, daß, wie die letztgenannten Beispiele verdeutlichen, Religionskritik und Kirchenhaß diese Vernichtungsspur aufnahmen.

Doch hat auch das Kreuz seine Geschichte, die mit seiner anfänglichen Abwesenheit beginnt, da die Christen, solange immer noch Menschen ans Kreuz geschlagen wurden, keine Kreuzesdarstellungen ertrugen. Einzug in den gottesdienstlichen Raum hielt das Kreuz erst im Reich Konstantins und hier, wie die Karfreitagsliturgie noch bis heute erkennen läßt, in Form eines mit Juwelen besetzten Siegeszeichens. Von dieser Auffassung waren auch noch die romanischen Kruzifixe geprägt, die den Gekreuzigten im Königsornat seiner bereits beginnenden Verherrlichung darstellten. Den großen Umschwung führten ausgerechnet die Kreuzzüge herbei, die genauere Kenntnis von der palästinensischen Heimat Jesu vermittelten und dadurch ein neues Interesse an seiner Lebens- und Leidensgeschichte weckten. Jetzt entstand die Darstellung des grausam Hingerichteten und unter Qualen Sterbenden, die ihre erschütterndste Ausgestaltung im Kreuzigungsbild des Isenheimer Altars erlangte.

Colmar

Der Rückstand

Die heute vorgebrachten Einwände hängen, von anderen Motiven einmal abgesehen, auch damit zusammen, daß die inzwischen obligatorisch gewordene Kreuzesdarstellung auf der Entwicklungsstufe eines Kreuzes stehenblieb, das lediglich die Qualen des Gekreuzigten, nicht jedoch seine Todüberwindung und Verherrlichung zum Ausdruck brachte. Eine Reihe von Schwierigkeiten, auch gläubiger Christen, hängt mit dieser theologischen Einseitigkeit zusammen. Doch hatte diese einen noch weit tieferen Grund. Denn während die Darstellung auf dem Stand des Spätmittelalters verharrte, ging, wie es nicht anders sein konnte, die theologische Frage nach der Bedeutung des Kreuzes weiter. Und es verdient festgehalten zu werden, daß es vor allem Außenseiter waren, die diese Frage vorantrieben.

An erster Stelle Sören Kierkegaard, der mit allem Nachdruck darauf hinwies, daß das Kreuz synchron mit der großen Einladung an die Bedrückten und Beladenen gesehen werden muß, denen Jesus seine „Ruhe“ zusichert, und somit als der Exzeß einer Liebe, die unterschiedslos alle an sich zieht und keinen, dem sie

sich einmal zuwandte, je wieder aus ihrer Umarmung entläßt. Das steigerte der größte Christentumskritiker Friedrich Nietzsche zu dem kühnen Gedanken, daß Jesus nicht nur durch seine Henker, sondern in ihnen gelitten habe. Ausgerechnet in seinem „Antichrist“ versichert er: „Und er bittet, er leidet, er liebt mit denen, in denen, die ihm Böses tun.“ Als bisher letzter meldete sich in diesem Zusammenhang der Agnostiker Hans Blumenberg zu Wort. In seinem Buch „Matthäuspasion“ verweist er auf die erstaunliche Paradoxie des im ersten Evangelium überlieferten Todesschreies Jesu: „Das Paradox dieses ursprachlichen Herrenwortes besteht doch darin, daß einer Gott als den Seinen anruft und zugleich ihn als den Nicht-Seinen der Verlassenheit anklagt.“ Mit der ihnen eigenen Eindringlichkeit bestätigen diese Glanzlichter, daß die Jesusfrage die Geister weit über den Kirchenraum hinaus bewegt und nicht selten von Außenseitern in neue Perspektiven gerückt wird.

Zweck und Sinn

Inzwischen konzentrierte sich die theologische Forschung auf die auch zahlreiche Laien bedrängende Alternative: Zweck oder Sinn? Denn aufgrund einer unvordenklichen Tradition wurde bisher immer nur nach dem Zweck des Todes Jesu gefragt, da diese Frage vom Neuen Testament die fast einhellige Antwort erhalten hatte: Er mußte sterben, weil der Strafgerechtigkeit Gottes nur durch sein Lebensopfer die vollgültige Genugtuung erbracht werden konnte. Er starb also, wie eine Schlüsselstelle sagt, „als Sühnopfer nicht nur für unsere Sünden, sondern für die Sünden der ganzen Welt“. Inzwischen mehrten sich aber die Stimmen derer, die sich fragten: Wie konnte Gott diesen grausamen Tod von seinem vielgeliebten Sohn einfordern, und wenn er es tat, welche Genugtuung konnte er bei seinen Todesqualen empfinden, und wie konnten diese, selbst wenn auch dies zutraf, einen Ausgleich für die Sündenschuld der Menschheit bewirken? Ja, selbst wenn Gott das von seinem Sohn gefordert hätte, was er Abraham, dem Vater des Glaubens, nach dem biblischen Bericht erlassen hatte, wie stand es dann um ihn selbst? War er dann noch der Gott der bedingungslosen Liebe, den Jesus in ihm entdeckt und mit dem kindlich-vertrauenden „Abba – Vater“ angerufen hatte? Und war er dann noch der „Vater der Erbarmungen und der Gott allen Trostes“, den Paulus verkündet und seinen Adressaten ins Herz gesprochen hatte?

Die Antwort kann nur lauten: Er war es nicht. Mehr noch: Der Gott der unerbittlichen Strafgerechtigkeit stand in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu dem Gott Jesu, der sich dadurch als der größte Revolutionär der Religionsgeschichte erwies, daß er den Schatten des Furcht- und Angsterregenden aus dem traditionellen Gottesbild der Menschheit und auch dem seines eigenen Volkes ersatzlos tilgte und statt dessen das Antlitz des bedingungslos liebenden Vaters zum Vor-

schein brachte. Es handelte sich somit um einen Rückfall in das alte, durch Jesus überholte und überwundene Gottesbild, als die junge Christenheit begann, sein schmach- und qualvolles Sterben am Kreuz als Sühneleiden auszulegen. Sie tat es offensichtlich deshalb, weil sich nur so die sie quälende Frage beantworten ließ, warum er, der sich in der Hingabe an Gott und an sein Volk verzehrt hatte, diesen scheinbar sinnlosen Tod erleiden mußte. Und es läßt sich auch noch die Spur verfolgen, an deren Ende die Vorstellung vom Sühnetod Jesu stand. Sie führt zurück zu der „Menge von Priestern“, die sich nach dem Bericht der Apostelgeschichte der jungen Christengemeinde anschlossen. Sie waren zuvor mit dem Opferdienst im Tempel von Jerusalem befaßt und brachten von daher die scheinbar alles Dunkel beseitigende Antwort mit: Was die täglichen Sühnopfer im Tempel nicht vermochten, das bewirkte der als Sühnopfer gedeutete Kreuzestod Jesu; er leistete Gott die vollgültige Genugtuung für das Versagen, die Untreue und die Schuld der Menschheit.

Doch damit fiel die Gemeinde hinter das von Jesus aufgerichtete Gottesbild zurück. Denn das blutige Opfer des eigenen Sohnes konnte nur der fordern, der auf vollgültige Sühne für die ihm zugefügte Kränkung bestand. Insofern zog das Licht, das mit dem Opfergedanken auf den Tod Jesu zu fallen schien, eine Verfinsterung des Gottesbildes nach sich. Während man den Tod Jesu zu verstehen suchte, versank das von Jesus entdeckte Antlitz des Vaters in undurchdringliches Dunkel.

Doch nicht nur dies: Mit der Deutung als Sühneleiden wurde der Tod Jesu einem wenn auch noch so hohen Zweck unterworfen. Das aber verstieß gegen die Einsicht, zu der gerade auch die heutige Philosophie unter dem Eindruck der ungeheueren Ernte gelangte, die der Tod in diesem Jahrhundert eingefahren hat. Denn jetzt wurde definitiv klar, daß Kants kategorischer Imperativ ebenso für das Leben wie für das Sterben des Menschen gilt: So wenig wie im Leben darf der Mensch im Sterben als Mittel, also zweckhaft bestimmt und behandelt werden. Insbesondere aber ist sein Tod reiner Selbstzweck. In seinem Sterben klärt sich definitiv, was es mit seinem Leben auf sich hatte. Im Tod klärt sich der Sinn des Menschenlebens.

Der Sonnenaufgang

Das gilt uneingeschränkt auch für den Tod Jesu. Solange er als Sühneleistung begriffen wurde, blieb sein Sinn verdunkelt. Wer sich jedoch im Blick auf den neuen Gott Jesu zur Überwindung der Sühnevorstellung durchringt, sieht sich mit der Einsicht in den Sinn seines Todes beschenkt. Der aber besteht in der letzten Verdeutlichung dessen, was Jesus gelebt hat: „Wohltaten spendend, durchzog er das Land“, sagt von ihm die Apostelgeschichte. Und das bestätigt Jesus selbst mit

dem Programmwort seines Wirkens: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen.“ Es war die dienende, sich im Dienst an seinem Gott und den Menschen verzehrende Liebe, die sein Denken und Wirken bestimmte. Das tritt in seinem Tod wie ein Sonnenaufgang ans Licht. Und eben dies meint der Johannesevangelist, wenn er seine Passionserzählung mit dem Satz überschreibt: „Da er die Seinen liebte, liebte er sie bis zum äußersten.“

Der Tod Jesu war und ist, so gesehen, der Exzeß seiner Liebe. Mit einem Sprachbild könnte man sagen: In der Nacht von Golgota ging – endgültig und unwiderruflich – die Sonne der göttlichen Liebe auf. Einer Liebe, die, wie Nietzsche meinte, sogar seine Peiniger umfing. Doch gerade so entsprach es der Aufforderung der Bergpredigt: „Liebt eure Feinde, seid großzügig und gebt, ohne etwas zurückzuerwarten. Dann ist euer Lohn groß und ihr werdet Kinder des Höchsten sein, der gütig ist sogar gegen die Undankbaren und Bösen.“ Und so wird nun auch klar, was dieser als Selbstzweck begriffene Tod seinerseits „bezweckte“. Er griff in alle Verhältnisse ein, um sie auf eine neue Basis zu stellen. Die auf den Zwiespalt von Sympathie und Aggression gegründete Gesellschaft wollte er in das verwandeln, was Thema und Ziel der Botschaft Jesu war: in das Reich Gottes. Und den Menschen wollte er aus einem Dasein in knechtischer Angst zum höchsten Werdeziel erheben: zum Rang der Gotteskindschaft. All das leuchtet aus dem in seinem Sinn entdeckten Kreuz hervor.

Sicher bedarf es keines Beweises dafür, daß sich das allgemeine Glaubensbewußtsein, aber auch die kirchliche Verkündigung und pastorale Praxis, damit verglichen, in einem schweren Rückstand befindet. Dabei ist es noch nicht einmal das Schlimmste, daß noch immer mit einem Gott gedroht wird, den Jesus ein für allemal überwunden hat, und das zumal in seinem Todesschrei, mit dem er sich nach Blumenberg dem sterbend in die Arme warf, von dem er sich verlassen fühlte; nein, ungleich schlimmer noch ist die Tatsache, daß mit diesem Rückstand die größte Chance der Menschheit verspielt wird. Denn das in seinem Sinn begriffene Kreuz ist der Quellgrund der von den letzten Päpsten so eindringlich proklamierten und eingeforderten „Kultur der Liebe“. Es ist, anders ausgedrückt, der Hebel, mit welchem Gott das Dasein aus seiner Todesverfallenheit zu sich emporziehen, der Wunderstab, mit dem er die Welt verwandeln und auf das Prinzip Liebe neubegründen wollte. Das alles könnte sein; doch wie wenig ist davon verwirklicht!

Die Erhörung

Wenn darin ein Wandel zum Besseren eintreten soll, muß das Kreuz neu entdeckt werden. Neu begriffen werden muß dann aber auch seine Zeichenhaftigkeit. In

der Diskussion der letzten Monate wurde immer wieder auf diese abgehoben und das Kreuz einmal als das Symbol der abendländischen Wertewelt oder als das des Friedens und der Toleranz bezeichnet. Doch das Kreuz ist allenfalls Symbol im wörtlichen Sinn des Ausdrucks: Zusammenfall von Gegensätzlichem. Mit seinem Längsbalken, der Vertikalen, symbolisiert es die Urbewegung des spirituellen Aufstiegs, der Erhebung des Geistes zu Gott und all dessen, was diese Bewegung an Vergleichen entdeckt und an Einsichten erzielt. Doch mit seinem Querbalken streicht das Kreuz all dies durch, weil nach einer berühmten Konzilsaussage des Mittelalters keine noch so große Ähnlichkeit zwischen Welt und Gott ausgemacht werden kann, die nicht von einer noch größeren Unähnlichkeit verschattet würde.

Das muß schon deshalb in Erinnerung gerufen werden, weil es gerade so dem Uerlebnis des Kreuzes entsprach. So sah es Paulus, als er vom „Skandal“ und von der „Torheit“ des Kreuzes sprach, das jedoch, mit den Augen des Glaubens gesehen, zum Inbegriff von Gottes Macht und Weisheit geworden sei. Und so wurde es vor allem vom Gekreuzigten selbst erlebt und erlitten. In seinem Notschrei, so versichert der Hebräerbrief auf einem seiner Höhepunkte, rief er nach dem, „der ihn vom Tod erretten konnte“. Wenn dieses erstaunliche Schriftwort aber dann fortfährt: „und er ist erhört und aus seiner Todesnot befreit worden“, so scheint es allem zu widersprechen, was die Passionserzählungen berichten. Denn es geschieht ja nichts im Sinn menschlicher Heilserwartung. Kein himmlischer Nothelfer greift ein, um der grauenvollen Tortur ein Ende zu setzen; ebensowenig rafften sich die Anhänger Jesu auf, um ihn aus seiner verzweifelten Lage zu befreien; noch nicht einmal eine Hand rührt sich, um seine Qualen zu lindern.

Wenn das Hebräerwort aber dennoch darauf besteht, daß er erhört und aus seiner Todesnot befreit wurde, kann sich diese Behauptung nur auf das beziehen, was sich jenseits der sichtbaren Szene vollzog. Dann schrie der Gekreuzigte zu seinem Gott, von dem er sich auch in dem Sinn „verlassen“ sah, daß er ihn als den Gott der allgemein menschlichen Vorstellung und somit als den allmächtigen, gerechten, menschenfreundlichen und barmherzigen verlor. Ihm bleibt nur noch, mit Gertrud von le Fort gesprochen, die Wüste der nackten Gottheit, in die er seine Not hineinschreit. Und die Antwort läßt nicht auf sich warten. Nur besteht sie nicht in der Erfüllung der in Gott gesetzten Erwartungen. Statt dessen antwortet Gott – mit sich selbst: mit dem Erweis seiner göttlichen Lebensfülle. Das aber heißt: Jesus stirbt in die göttliche Lebensfülle hinein. Die Arme des Vaters entreißen ihn seiner Todesnot und holen ihn an seinen Ursprungsort zurück, dorthin, wo er nach dem Johannesprolog seit Ewigkeit geborgen ist: an sein väterliches Herz. Was das besagt, wird erst nach Tagen klar, wenn Zeugen mit der ungeheuerlichen Behauptung auftreten: „Ich habe den Herrn gesehen.“ Sie sehen, was schon im Tod Jesu seinen Anfang nahm: die Auferstehung des Gekreuzigten. Danach ist das Kreuz mehr noch Symbol im akustischen als im optischen Sinn.

Der Aufblick

Das Kreuz ist der sichtbar gewordene Todesschrei Jesu, aber auch schon Ausdruck seiner rettenden Erhöhung. Wer zu ihm aufblickt, gewinnt Einsicht in das, was sich in der letzten Lebensstunde Jesu zwischen ihm und seinem Gott ereignete: als er Gott zu verlieren glaubte, doch gerade in dieser Not von der Liebe seines Gottes aufgefangen und an sein Herz gezogen wurde. Das aber heißt, daß der, der zum Kreuz aufblickt, tatsächlich einen Sonnenaufgang erlebt: den Aufgang der ewigen Liebe in der Gottesfinsternis der Zeiten. Das Licht dieser Sonne ist ebenso Wegweisung wie Verpflichtung. Es verpflichtet zur Großmut dessen, der seinen Peinigern verzieh und sogar, wie Nietzsche entdeckte, in ihnen litt und liebte. Es verpflichtet zur Toleranz, weil diese Liebe alle Trennwände niederlegte und auch die sucht, die sich ihr verweigern. Und es verpflichtet zur Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit, die dem Gekreuzigten in seinen notleidenden Brüdern und Schwestern das erweist, was ihm selbst versagt blieb. Doch über allem steht die Forderung, mit der Jesus seinen Leidensweg angetreten hatte: „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe.“ Das Kreuz so sehen zu lernen, ist vermutlich der Sinn der gegenwärtigen Krise, sicher aber das Ansinnen, das aus ihr an einen jeden ergeht.